

Zur Ökumene in der Schweiz nach dem Papstwechsel

Kommt mit der Wahl des neuen Papstes auf die Protestanten eine ökumenische Eiszeit zu? Wohl nur aus der Perspektive derer, die zu viel auf einmal verlangen.

Isabelle Noth

Mit der Wahl des ehemaligen Präfekten der Glaubenskongregation zum 245. Nachfolger Petri befürchteten viele eine allgemeine Verschärfung des ökumenischen Klimas. Ob sie Recht behalten, wird sich zeigen. Nach dem Gesetz des «Mehr-desselben» entschieden sich die 119 wahlberechtigten Kardinäle im Konklave für Kardinal Joseph Ratzinger, den engen Vertrauten und langjährigen Mitarbeiter von Johannes Paul II., und bestätigten damit die bisher eingeschlagene Richtung. Konservative Kreise fühlen sich erneut gestärkt. Noch nie zuvor stiessen Reformforderungen bei der katholischen Kirchenleitung auf so taube Ohren wie heute: Weder die Aufgabe des kirchlichen Exklusivitätsanspruchs zugunsten einer gegenseitigen geschwisterlichen Anerkennung noch die Ermöglichung voller Abendmahls- und Eucharistiegemeinschaft, geschweige denn die Einführung der Frauenpriesterweihe oder das offene Gespräch über die konkrete Art und Weise der Ausübung des Papstprimats stehen ernsthaft zur Debatte.

Auch wenn ökumenische Fortschritte schwierig sind, muss daran erinnert werden, dass in der Schweiz im internationalen Vergleich nach wie vor die intensivsten ökumenischen Kontakte sowohl auf Kirchenleitungs- als auch auf Kirchgemeindeebene gepflegt werden und sich dies in absehbarer Zeit auch kaum ändern wird. Am 23. Januar dieses Jahres kam es im Rahmen

eines ökumenischen Gottesdienstes in St. Ursanne zur feierlichen Unterzeichnung eines für die Zukunft unserer Kirchen bedeutenden Dokumentes: der sogenannten Charta Oecumenica. Sämtliche Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der Schweiz (AGCK-CH), darunter auch die Römisch-katholische Kirche und die durch den Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund vertretenen Kirchen, verpflichten sich darin, an der sichtbaren kirchlichen Einheit weiterzuarbeiten und deshalb nach Möglichkeit «auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens gemeinsam zu handeln».

Auch wenn ökumenische Fortschritte schwierig sind, muss daran erinnert werden, dass in der Schweiz im internationalen Vergleich nach wie vor die intensivsten ökumenischen Kontakte sowohl auf Kirchenleitungs- als auch auf Kirchgemeindeebene gepflegt werden und sich dies in absehbarer Zeit auch kaum ändern wird.

Die Evangelisch/Römisch-katholische Gesprächskommission hat von der Schweizerischen Bischofskonferenz und dem Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund den Auftrag erhalten, eine ökumenische Stellungnahme zur ersten Selbstverpflichtung der Charta Oecume-

nica zu verfassen und ihren Einheitsbegriff zu klären.¹ Hinter den gemeinsamen Anstrengungen steht die Erkenntnis, dass auf die Dauer noch ganz andere und bisher zu wenig berücksichtigte Faktoren für die Entwicklung der Ökumene in der Schweiz ausschlaggebend werden: Innerchristlich ist an die wachsende Zahl von orthodoxen Kirchen und evangelikal geprägten Freikirchen zu erinnern. Mit über 130 000 Mitgliedern bilden Erstere inzwischen die drittgrösste christliche Konfession in unserem Land. Sie stehen dem römischen Katholizismus theologisch und geistig näher als den Reformierten. Auch wenn beide das Papstamt (im römischen Verständnis) ablehnen, so sind es nur Letztere, die darin, in Verkennung unreformatorischer Anliegen, häufig den Kern ihrer Identität sehen.

Weitere Herausforderungen der Ökumene in der Schweiz sind die Zahl von 800 000 Konfessionslosen und die Verdoppelung der Religionsgemeinschaft der Muslime in den vergangenen zehn Jahren auf über 300 000. Angesichts des fortschreitenden christlichen Analphabetismus auf der einen und des blühenden Evangelikalismus auf der anderen Seite können sich die christlichen Kirchen einen lähmenden und blockierenden Konfessionalismus gar nicht mehr leisten. Schon jetzt lenkt etwa die Frage, wer mit wem gemeinsam Abendmahl feiern darf, nur ab von der entscheidenden Frage, ob und wozu es

ein Abendmahl überhaupt braucht. Der zunehmende Konkurrenzdruck auf dem vielfältigen religiösen Markt ist heilsam, weil er die Kirchen zur gemeinsamen Konzentration auf das, was bleibend wichtig ist, nötigt und dogmatische Lehrstreitigkeiten, die zum Teil längst durch gründliche theologische Arbeit überwunden sind, relativiert und damit als Element einer gemeinsam zu verantwortenden Geschichte zu erkennen gibt. Dass etwa Abendmahlsgemeinschaft möglich ist und dass «es keine hinreichenden theologischen Gründe mehr für eine Verweigerung gibt», haben namhafte und nicht zu überbordender Liberalität neigende ökumenische Institute in einer gemeinsamen vor zwei Jahren erschienenen Publikation deutlich dargelegt.² Wann finden diese ökumenischen erlangten Erkenntnisse endlich die ihnen gebührende Aufmerksamkeit und Anerkennung?

Fulbert Steffensky verglich die theologische Ökumene einmal mit einer Ehe ohne Kinder, in der die Partner «viel mehr darauf angewiesen (sind), ständig ihr Verhältnis aufzuarbeiten, immer neu zu erklären, wer man ist, was man miteinander

will und wie man miteinander leben will». Bei einer Ehe mit Kindern ist demgegenüber «immer ein Drittes da, in dem sich die Partner vergessen können. Man schaut weniger aufeinander als gemeinsam auf ein Drittes, das man liebt, um das man sich kümmert und um das man besorgt ist.» Mag das verwendete Bild noch so fragwürdig sein: Seriöse Ökumene auch in unserem Lande hiesse, das, was trennt, angesichts dessen, was verbindet, auch immer wieder in den zweiten Rang verweisen zu können. Gelingende Ökumene heisst: Weniger kritisch aufeinander als gemeinsam auf Jesus Christus zu schauen und miteinander besorgt sein, dass seine Sache weder fundamentalistisch vereinnahmt noch billig veräussert wird, sondern aller Welt einladend erschlossen wird. Was der Basler Bischof Kurt Koch zuweilen als «Wisch-Waschi-Ökumenismus» brandmarkt, ist mitunter eher eine gereifte christliche Haltung, die Spannungen, Unterschiede, Brüche und Zweideutigkeiten aushält und um den Wert auch unvollkommener Gemeinschaft weiss. Ökumene ist eine (über)lebensnotwendige Grundlage und Aufgabe aller kirchlichen Existenz, die

sich freilich nicht von selbst versteht und nicht billig zu haben ist. Diese Einsicht kann durch den Papstwechsel nur unterstrichen werden.

Isabelle Noth, Pfrn. Dr. theol., Assistentin am Institut für Historische Theologie an der CTheol Fakultät Bern, Mitglied der Evangelisch/Römisch-katholischen Gesprächskommission (SEK/SBK).

¹ Die erste Selbstverpflichtung der Charta Oecumenica lautet: «Wir verpflichten uns, der apostolischen Mahnung des Epheserbriefes zu folgen und uns beharrlich um ein gemeinsames Verständnis der Heilsbotschaft Christi im Evangelium zu bemühen; in der Kraft des Heiligen Geistes auf die sichtbare Einheit der Kirche Jesu Christi in dem einen Glauben hinzuwirken, die ihren Ausdruck in der gegenseitig anerkannten Taufe und in der eucharistischen Gemeinschaft findet sowie im gemeinsamen Zeugnis und Dienst.»

² Abendmahlsgemeinschaft ist möglich. Thesen zur Eucharistischen Gastfreundschaft, hg. v. Centre d'Etudes Oecuméniques (Strasbourg)/Institut für Ökumenische Forschung (Tübingen)/Konfessionskundliches Institut (Bensheim), Frankfurt a.M. 2003.

